

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Preusch-Müller, Ida: Was Großmutter's Spinnrad aus vergangenen Zeiten
erzählt

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Was Großmutter's Spinnrad aus vergangenen Zeiten erzählt.

Von Ida Preusch Müller.



Davonväter-Hausrat — das Wort hat einen so heimlich-heimeligen Klang. Und wieviele Geschichten können so alte Möbelstücke oder Hausgeräte erzählen; man muß nur das rechte Stündchen abwarten und dann zu hören verstehen. Großmutter's Spinnrad, das im letzten Jahrzehnt in mein Elternhaus, in mein Mädchenstübchen kam, hat mir's verraten.

Das Spinnrad, das jetzt ein Jahrhundert alt ist, trägt die Jahreszahl 1828 eingegraben. Es ist zierlich gedrechselt, schwarz poliert und mit beinernen Knöpfchen und Schildchen ausgepußt. Vom abgegriffenen Kuntelsteden hängt leer ein verblaßtes, rotes Seidenband, in das eine zarte, helle Blumenranke gewoben ist, bis in das verbeulte, zinnerne Rädchen hinunter, worin schon Jahrzehnte das Wasser, in dem die fleißige Spinnerin einst ihre stinken Finger nezte, eingetrocknet ist. Denn zum Gebrauch habe ich's nicht in mein Stübchen geholt, wenn ich auch auf Leintüchern schlief, deren Fäden meine Mutter auf diesem Mädchen gesponnen hatte. Ja, nicht einmal aus Pietät, sondern weil eben damals die alten Spinnräder Mode geworden waren.

So lag ich denn eines Nachts stundenlang im Dunkeln wach. Quälende Gedanken ließen mich den Schlaf nicht finden. Die Straßenlaterne warf einen schwachen Schein durch das Fenster, der gerade das Spinnrad streifte. Verjüngt sah ich auf die verschwommenen Umrisse. Da zitterte aus der Fensterecke ein Ton herüber, der meinem Seufzer auf ein Haar gleich Erstickt rief ich mich auf; aber niemand war dort. Nur mein altes Mädchen streckte den leeren Kuntelsteden wie einen mahnenden Finger in die Höhe. Beruhigt legte ich mich wieder hin und schloß die Augen.

„Surr—surr—rrr!“ Klang's plötzlich aus der Ecke, und ein feines Stimmchen wisperte in das Surren hinein. Ich drückte meine Augen noch fester zu, und langsam begann ich zu verstehen.

„Ja,“ sagte es, „mir ist es auch nicht behaglich in diesem einsamen Winkel. Schon bald dreißig Jahre muß ich still und untätig herumstehn, bald da, bald dort. Niemand hat mich mehr beachtet, niemand hat mich mehr gebraucht. Und das ist das Schlimmste auf der Welt, wenn man nicht mehr gebraucht, sondern überflüssig wird. Wie freute ich mich, als du mich kürzlich hervorholtest und mein arg verstaubtes Köcklein so sorglich putztest. Ich glaubte, wieder zu Ehren zu kommen, und nun muß ich als „Brunkstück“ im Winkel das alte Lied weiter singen, und noch dazu in einem fremden Haus, an das mich keine Erinnerungen binden, das mir nichts erzählt. Ich habe Sehnsucht nach Großmutter's altem Haus in Müllheim, nach den Mauern, in denen ich jung war und wo ich mit den Menschen, die mir lieb gewesen, alt geworden bin. Laß mich dir ein wenig von meinem Aufenthalt dort erzählen.“

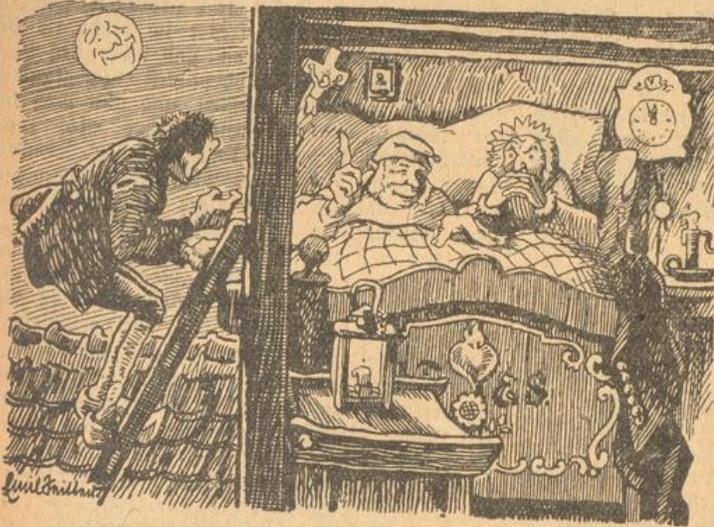
Ich muß wohl zustimmend genickt haben; denn „Surr—surr—rrr“ surrte das Mädchen weiter, und ein wohliges Behagen kroch mir den Rücken hinauf, so ungefähr, wie wenn eine Kaze auf meinem Schoße behaglich schnurrt oder neben mir im Ofen ein heimelig Feuer brennt und knistert.

„Ich war,“ fuhr das Stimmchen fort, „ein Jahr alt, als deine Großmutter geboren wurde. Sie ist schon einige Jahre tot; ich muß immer noch mein Leben mit mir herumschleppen. Und bald werde ich auf einem Schutthaufen enden oder zerbrochen ins Feuer geworfen werden. Wir haben vieles miteinander erlebt, deine Großmutter und ich; Gutes und Schlimmes, Frieden und Krieg, Freude und Leid gingen über uns hinweg.“

Meine erste Besitzerin war nicht deine Großmutter, sondern eine Freundin deiner Urgroßmutter, Maria Barbara Kraus. Sieh einmal, eines meiner Schildchen trägt die Buchstaben M. B. K. Die Ehe dieser Frau blieb kinderlos, und so schenkte sie mich, als sie nicht mehr selbst spannen und ich schon über zehn Jahre alt war, der Tochter ihrer liebsten Freundin. Gerne wechselte ich meinen Aufenthalt und zog in das Dalersche Haus in der Bögisheimer Vorstadt. Alt und sturmerprobt stand es damals schon da und steht es heute noch. Es wurde anno 1483 erbaut und gehörte auch einmal dem Johanniter-Orden. Das untere Stadtwert steht heute noch in fast meterdicken Mauern, wo eine tiefe Fensternische tagsüber mein Plätzchen war, von wo ich alles Geschehen auf der Straße beobachten konnte und dabei keine Langeweile litt.

An langen Winterabenden, wenn der Lichtspitzen flackernd brannte oder die Delampel mit ihrem rauchenden Döcklein zudeckende Lichtlein durch die große Stube warf, wurde ich aus meiner Nische hervorgeholt, und ein gar lustig Leben begann nun. Der große, grüne Kachelofen, in dessen Feuergewölbe eine ganze „Bachete“ Brot Platz hatte, strahlte eine behagliche Wärme aus, und manchmal dufteten sogar gebratene Äpfel aus der Röhre. Der Urgroßvater schmauchte auf

um so häufiger an, nämlich: „Mutter Butter, Vater Schnaps!“ Wollte oder konnte einer ihrem Verlangen nicht nachgeben, so mißhandelten sie ihn. Einen armen Schneider handelten sie bei grimmiger Kälte an Wechslers Brunnen unter der Röhre fest, daß das eiskalte Wasser über ihn lief, bis seine Kleider fast zu Eis wurden und der arme Mann nahe am Erfrieren war. Mitleidige Nachbarn befreiten ihn aus seiner schlimmen Lage. Hatten die wüsten Kerle schlechte Stiefel, und sie begnadeten einem Bürger, der gutes Schuhwerk trug, so hielten sie ihm mit den Worten: „Panse hängler!“ ihre Stiefel unter die Nase. Gab er nicht gutwillig, so wurden ihm die Schuhe einfach mit Gewalt ausgezogen.



Rachend stupfte der Urgroßvater seine Eheliebste: „Eils, jest paß uf!“

der Ofenbank sein Pfeisichen, und die Urgroßmutter saß mit ihrer „Strickete“ in einem alten, niederen Lehnstuhl. Einmal um das andere ging die Türe auf, und die Freundinnen deiner Großmutter kamen alle mit ihren Spinnrädchen „Licht“. War das ein Lachen und Schwagen! Gewöhnlich hatte zuerst das Jungvolk das Wort. Die Mädchen, die Mäulchen und die Finger, die geschickt feinen oder groben Fäden aus der glänzenden Riste spannen, liefen um die Wette, und das helle Mädchenlachen streute frohe Funken in die Stube, die noch leuchteten, wenn es still wurde und die Urgroßmutter ihre Brille abnahm und das Strickzeug beiseite legte. Dann kam das Schönste, dann erzählte sie von früher.

Von dem kalten Winter anno 1813, wo den Frauen, die etwa eine Meile schwabend auf der Straße stehn blieben, die langen Röcke am Boden festfrozen, und von den schlimmen Tagen, als die Russen als ungern gesehene Gäste in unsrer Heimat hausten und auf ihren Streifzügen auch nach Müllheim wohl noch nie in seinen Mauern gesehn. Die Kerle konnten nur einige Worte deutsch; diese aber wendeten sie

es gab einigermäßen Ruhe in der Gegend.

Ein andermal erzählte die Urgroßmutter von der großen Teuerung und Hungersnot im Land anno 1817. Das Jahr 1816 war ein ganzes Fehljahr gewesen; es gab kein Obst, kein Getreide, keine Kartoffeln. In der Entzeit schnitte es. So war das darauffolgende Jahr ein sehr, sehr armes und schweres. Aus glücklicheren Gegenden das Fehlende herbeizuschaffen, war bei den damaligen Transportmöglichkeiten ein schwieriges Unternehmen und nur mit großen Geldopfern möglich. Und das Geld war so rar bei den Kleinen und dem Mittelstand! So fehlte es eben überall.

Viele arme Leute hatten überhaupt kein richtiges Brot mehr, sondern mußten sich aus einem „Mehl“, das aus getrockneten, gemahlenern Rüben, zerstoßenem Moos und zerriebener Baumrinde bestand, ein brotähnliches Gebäck herstellen, um nur den hungrigen Magen einigermaßen zu täuschen und zu beruhigen. Ganze Aeder wurden um wenige Laibe gutes Brot verkauft, und so kamen manche, die viel hatten, zu noch größerem Besitz, während andre das Wenige, das sie noch hatten, nahezu ganz einbüßten.

Die Urgroßmutter war eine Waise und diente

zu jener Zeit, als junges Mädchen, in Vorrath im Amtshause. Der Amtmann kam jeden Tag selbst in die Küche und prüfte die Abfälle. Waren die Kartoffeln zu dick abgeschält, so ohrseigte er die Mägde. So mußte in den besten Häusern am Kleinsten gespart werden.

Ab und zu erzählte auch der Urgroßvater eine Geschichte, bei der es dann jedesmal recht herzlich zu lachen gab. So eines Abends von einem verliebten Knecht, der bei der Magd Fensterln wollte. Diese schlief im zweiten Stock nach dem Hof hinaus und in der Kammer nebenan die Urgroßkellern. Eines Nachts, als sie eben zu Bett gegangen waren, hörten sie ein leise-sein-jollendes Tappen im Hof und ein Geräusch, als ob eine Leiter an ihrem Fenster angestellt würde. Die Leiterprossen knarnten, die Umrisse einer Gestalt wurde sichtbar, und während ein Finger leise ans Fenster klopfte, „flüsterte“ eine Stimme ziemlich laut: „Bäbeli, mach mer e weng uf.“ Lachend stufte der Urgroßvater seine Ehe liebstin: „Eis, jezt pah uf.“ Dann rief er mit seiner Bärenstimme: „Frau, läng mer 's Gwehr!“ Die Wirkung blieb nicht aus. Die Leiter zitterte, schwankte, fiel um, und — holderdipolder — ein Holzschuhgeklapper hub an, durch den Hof und über die breite Einfahrt hinaus, als ob der Böse hinter einem her wäre. Das Kammerfenster wurde aber fortan nicht mehr verwechselt.

Ein andermal erzählte er ein Schelmenstücklein, das seinem Freund Friedi passiert war. Dieser wohnte in einem kleinen Häuslein in Untermüllheim. Er besaß zu seinem Heim auch ein Weib, mit dem er in Frieden haufte. Zu jener Zeit war ein Nachttisch noch ein Luxusgegenstand, der nicht zur Einrichtung kleiner Leute gehörte, also auch nicht zu Frieders Hausstand. Darum fand das notwendige nächtliche Gefäß des Nachts seinen Platz vor dem Fenster auf dem Gesimse. Auf diese Gewohnheit baute nun ein Schelm seinen Plan, nahm eines Nachts, als alles still und dunkel lag, den leeren Topf, bohrte ein kleines Loch in den Boden und stellte ihn dann leise wieder an seinen Platz. Hierauf klopfte er tüchtig ans Fenster und verschwand um die Hausecke. Der Friedi stand auf, um nachzusehn, wer da sei. Er sah aber niemand, und da er doch gerade aufgestanden war, nahm er auch gleich das Gefäß zur Hand und tat, wie der Schelm gerechnet hatte. Seine Frau, die auch wach geworden war, wollte die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen, stand auf und tat desgleichen. Der Topf wurde wieder ans Fenster gelegt, aber zugleich auch am Boden eine ungehörige Feuchte entdeckt, die den Frieder zu dem Ausruf veranlaßte: „He aber Frau, heisch jezt nit henne acht geh!“ Diese wehrte sich entschieden gegen den ungeheuerlichen Verdacht und beschuldigte ihn, daneben geraten zu sein. So gab ein Wort das andre, und bald war der schönste ehe-

liche Streit im Gange. Erschöpft und erzürnt schliefen sie endlich beide ein. Am andern Morgen, als ein feuchtes Kinnkel seinen Weg vom Fenster Sims über die Hauswand hinab genommen hatte, kam man der Uebelthat auf die Spur, den Täter aber, der zwei friedliche Eheleute so schmählich zum Streiten gebracht hatte, entdeckte man leider nicht.

So verflohen die Winter und die Jahre. Der Sommer 1842 brachte eine frohe Aufregung unter die Müllheimer. Auf dem Luginsland war ein Aussichtspavillon errichtet worden, der zu Ehren der damaligen Großherzogin Sophie „Sophien-Pavillon“ getauft wurde. Während Großherzog Leopold mit seiner Familie in Badenweiler wohnte, sollte die Einweihung stattfinden und die Fürstlichkeiten dazu eingeladen werden. Der 28. Juli war dazu vorsehen und sollte für die ganze Stadt ein Freudentag sein. Im Laufe des Nachmittags stellten sich die Vereine auf, die Schulkinder — jedes mit einem Sträußchen — bildeten Spalier, und die übrigen Einwohner verteilten sich in der Nähe des Pavillons. Ploßlich kündeten Böllerschüsse das Nahen der Erwarteten, und zur großen Freude aller Wartenden stiegen Großherzog und Großherzogin, gefolgt von den Prinzen Ludwig und Friedrich, den Reggenhag hinauf, begrüßt von Hochrufen, bis hin zum Pavillon, vor welchem der hohe Magistrat mit den Festjungfrauen Aufstellung genommen hatte. Nach der feierlichen Begrüßung setzten sich die hohen Herrschaften inmitten der Bürger am gedeckten Tisch nieder, aßen und tranken und freuten sich herzlich an der fröhlichen Umgebung. Bei Musik und Gesang, Reden und Gläserklingen vergingen die Stunden gar schnell, und die Heiterkeit erreichte ihren Höhepunkt, als ein Ratsherr sich vertraulich zu der Fürstin neigt und, auf sein Glas Wein zeigend, derb und treuherzig seinen Trinkspruch anbringt: „Gott sterbi my Seel, Frau Sophie, trink Si! 's isch vu mym allerbeste Elfer (1811er); un bring Si 's Ihre Birschtlene au zue!“ Freundlich tut sie ihm Bescheid und dankt dem alten Bauersmann mit freundlichen Worten und vergißt auch nicht, ihren Söhnen seine Bitte weiterzugeben. Großherzog und Prinzen lachen herzlich mit, und das fröhliche Beisammensein dauerte fort, bis die ersten Sternlein sich hervorwagten. Es war ein wahres Freudentag, das ein noch festeres Band um Fürst und Volk knüpfte, leider doch nicht so dauerhaft, als man damals glaubte.

Gar schnell kam das böse Jahr 48 und mit ihm die Revolution, in der die Badener ihren Großherzog absetzen wollten. Gar viele der Bürger, die vor sechs Jahren am lautesten Hoch gerufen hatten, waren im Handumkehr zu Freischärlern geworden. Wer aber noch fürstentreu war, durfte beiseite sein wahres Empfinden nicht verraten, sonst ging es um seine Freiheit, um

Haus und Hof. Selbst badische Truppen, die zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung ins Oberland geschickt wurden, fielen ab und schwenkten ins Freischarlager über. Der Freischarfürher Heder war der Mann des Tages; er wurde geradezu Mode; die Männer trugen Hederhüte, und die Mädchen hütelten sogar Geldbeutel in Form solcher Hüte. Und das Tageswort hieß: „Freiheit“.

In diesen Aufruhr hinein kamen heftige Truppen unter Führung des Generalleutnants Freiherrn von Gagern. Bei Randern kam es zum ersten Treffen, am 20. April 1848, wo als erster der General v. Gagern fiel. Sein Leichnam wurde nach Müllheim gebracht und im Krankenhaus aufgebahrt. Deine Großmutter sah ihn dort liegen, in Galauniform, mit Kniehosen und weißen Strümpfen. Ein Denkstein auf der Scheideck erinnert heute noch an seinen Tod und jene unruhigen Tage. Als im Jahre darauf unserm Großherzog noch preußische Truppen zu Hilfe geschickt wurden, kam mit diesen auch Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm der Erste, nach Müllheim. Oben am Erlerboden wurden preußische Kanonen aufgestellt, bereit, beim kleinsten Zwischenfall Müllheim zu beschließen. Mit einem Schlag wurden die revolutionären Geister klein, und der Ruf „Für Fürst und Vaterland“ kam wieder zu Ehren. Der alte Mengler-Bäcker rannte durch die Straßen und schrie: „Hänge wihi Fahne uel!“ Tisch- und Betttücher wurden an Schwingruten getnüpft und zum Zeichen der friedlichen bürgerlichen Gesinnung zu den Fenstern hinausgehängt. Die ärgsten Schreier aber, die sich nun doch recht unbehaglich fühlten, flüchteten über den Rhein, um im Elsaß die Zeit abzuwarten, bis sie wieder heim durften.

Ein ganzes Jahr lagen die Preußen in Müllheim im Quartier. Alle vier Wochen wurde gewechselt, damit keiner bei seinen Quartierleuten zu warm würde. Allerlei Menschen beherbergte unser Haus in jenem Jahr. Der ungebärdigste von allen, ein baumlanger Kerl, bereitete den Uroßeltern mancherlei Aerger und Verdruß. Einmal wollte er sich nach dem Mittagessen am Tisch rasieren. Er hatte seine Mahlzeit beendet, aber die Familie des Hauses sah noch am Tisch. Um nun nicht länger warten zu müssen, packte der Soldat kurz entschlossen das Tischtuch an allen vier Zipfeln und warf es mit allem, was darauf stand, zu Boden. Da riß aber doch dem Uroßvater der Geduldsfaden. Er sprang auf,

packte den undurlichen Burschen vorn an der Halsbinde und drückte ihn so lange an die Wand, bis dem Soldaten das Wasser in die Augen stieg. Das half; der Preuße wurde von nun an der manierlichste Hausgenosse.

Nach Pfingsten 1850 endlich zogen die Preußen wieder heim, und ein Aufstaimen ging durch das Land. Geordnete Zeiten brachen wieder an; Großmutter ließ mich wieder zu Ehren kommen, und in die feinen, glänzenden Fäden spann sie allerlei liebe Gedanken und Wünsche mit ein, sollte doch dieses Gespinst zu ihrer Brautausstattung Verwendung finden. Die Brüder zogen ins Weite. Nur der alte, schwere Messingleuchter in deiner Mutter Geschirrschrank ist noch als Andenken vorhanden an den Einen, der ihn aus spanischer Gefangenschaft mit nach Hause brachte. So heiratete die Großmutter ins Haus, und ich konnte das mir so lieb gewordene Fensterplätzchen für mich behalten. Der junge Ehemann hieß auch Friedrich wie der Uroßvater, und die beiden teilten sich friedlich und einträchtig in die Pflichten und Lasten des Haus- und Feldgeschäftes.



Der Soldat packte das Tischtuch an allen vier Zipfeln und warf es auf den Boden.

Ruhesame Jahre kamen, und mit ihnen füllten nach und nach vier Kinder das alte Haus mit frohem Lachen und Lärmen. Das älteste der Mädchen, deine Mutter, wurde auch auf den Namen Luise getauft, damit dieser in der Familie nicht aussterbe. Aus den Händen des Jakob Friedrich Daler ging das Haus in den Besitz des Friedrich Eckerlin über, und die Uroßeltern starben bald nacheinander in hohem Alter.

Langsam verdüsterte sich der politische Himmel wieder, und nach den unruhigen Jahren 1864 und 1866 kam das für Müllheim besonders ereignisreiche Jahr 1870. Kriegsnachrichten füllten die Zeitungen, und andre Gespräche als die der Spinnstubenabende wurden in der großen Stube geführt. Statt Lachen und Scherzen des Jungvolkes hörte ich ernste Beratungen der Aeltern und Alten. Unbeachtet, nur hörend und beobachtend, stand ich in meiner tiefen Nische. Nur manchmal drehten deiner Mutter Kinderhändchen im Spiel mein Ködchen.

Sorgenvoll wartete man auf einen möglichen Rheinübergang der Franzosen, und mehr als einmal läutete die Sturmglöcke, und der Schrei: „O Franzose chemme!“ pflanzte sich fort von Mund zu Mund. Unter der großen Weinrotte in der Scheuer grub der Großvater ein großes, tiefes Loch, in das die Großmutter alles versteckte, was ihr wertvoll erschien. Täglich war man zur Flucht bereit und hielt das Nötigste in Bündeln zusammengepackt zur Hand. Da, als wieder einmal die Sturmglöcke läutete und der Großvater eiligst aus den Neben heimgelaufen kam, traf er die Großmutter dabei, wie sie ein Bündel um andre auflöste, nur die allernotwendigsten Sachen in ein kleines Bündelchen zusammen tat und alles übrige wieder in Schränke und Kommoden verschloß. Auf seine erstaunte Frage, was sie da mache, sagte sie: „So, jez mien si's wenigstens zämmesueche, wenn si chemme. Der ander Weg hätte si's numme derse neh. Alles hätte mer doch nit chemne schleipfe, wenn's ans Vertlaufe goht.“ Lachend gab ihr der Großvater recht, während die Kinder weinend um sie herum standen, angestekt von des Nachbars Mädchen, die, mit ihren Sonntagskleidchen im Bündelchen, am Hofstor standen, wobei die kleine Hedwig, bitterlich weinend, rief: „Miederli, gimmer jez no ne Antschnitte, un derno schlachsch mi dod!“

Wie schon oft, so war auch diesmal die Angst umsonst gewesen. Man beruhigte sich wieder und betätigte sich nun um so eifriger in der Verwundetenfürsorge. Selbst in den Schulstuben wurde während des Unterrichts aus weißem, altem Leinen Charpie gezupft, um die Lazarette damit zu versorgen. Verwundete lagen auch in Müllheim, und als dann die ersten Kriegsgefangenen französischen Offiziere nach Müllheim gebracht wurden, da gab es ein Schauen und ein Staunen, besonders unter der Jugend, und keine ichmeichelhaften Worte waren es, welche die Bubben da und dort hinter ihnen herriefen.

So wechselten Angst und Freude in den Gemütern; zum Glück war die erstere grundlos; denn kein Feind heirat Müllheims Boden, Haus und Habe blieben unangefastet. Als dann 1871 der ersehnte Friede geschlossen wurde, ging ein jauchzendes, siegestrunkenes Freuen durch das ganze Land. Anlässlich der Friedensfeier gingen

auch die Schulkinder nicht leer aus; sie wurden mit eigens zu diesem Feste geprägten „Friedenskreuzern“ bedacht.

Einen berühmten Gast durfte Müllheim im Jahre 1879 in seinen Mauern beherbergen, den Generalfeldmarschall Graf Moltke, der mit seinem Stab auf einer Generalstabsreise nach Südbaden kam. Im Hermann Blankenhorn'schen Hause bezog er Quartier. Die Müllheimer wußten die hohe Ehre dieses Besuches zu schätzen und veranstalteten ein Festbankett im Schwannensaal. Moltke leistete der Einladung hierzu Folge mit all seinen Offizieren, und der große Schweiger scheint sich unter den Müllheimern recht wohl gefühlt zu haben. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch verraten, daß der Lokaldichter Muser (nachmaliger Wirt zur Eintracht) ein Gedicht auf die Schlacht bei Belfort verfaßt habe. Der große Feldmarschall beehrte das Gedicht zu hören und lautachte gespannt auf jedes Wort, das ihm der Verfasser vom Manuskript ablas. Zum Schlusse gab er dem Dichter die Hand, bat um das Manuskript und steckte es dankend in die Tasche. Dies war die schönste Anerkennung, die dem erfreuten Muser zuteil werden konnte. Der Stuhl, auf dem der Feldherr gesessen hatte, der kleine Bierrest mit dem Glas dazu, die halbangerauchte Zigarre und sogar die Nische vom Tisch wurden, nachdem sich Moltke ziemlich spät empfohlen hatte, eiligst mit Beschlagnahme belegt und als Reliquien aufbewahrt.

Schöne, ruhige Zeiten waren die 70er Jahre für die Müllheimer, Handel und Wandel blühten, und auch ich wurde wieder froh in gewohnter Tätigkeit. Großmutter schenkte mich deiner Mutter. Aus dem Spiel der Kinderhände wurde fleißige Arbeit eines flinken Mädchens. Aus dem kleinen Luisle war ein gar lustiges Jüngferlein geworden, und — was sich zweit, das drittet sich — bald kam der dritte Friedrich, dein Vater ins Haus und holte sich das Luisle zur Frau. In Hülle und Fülle bekam ich Arbeit, bis die zweite Brautausstattung gesponnen war. Und das war meine letzte Arbeitszeit. Für mich kam nun das große Nichtstun. Das junge Paar zog nach Randern, und ich blieb im Hause. Wohl setzte mich noch ab und zu eine der Schwestern deiner Mutter in Bewegung, bald aber stand ich ganz still. Als überflüssiges Möbel trug man mich auf den Speicher, wo, neben vielem Gerümpel, ein alter Schnitztrog mein Nachbar war.

Ein ganz wüster Gesellschafter war das, schweigsam, verstaubt, wurmfrichtig. Aber sein Bauch barg gar köstliche Schätze: süße und saure Aepfelschnitze, dürre Chrieleli und Zwetschgen, Birnenschnitze und runzlige Hüheln. Manches Kinderauge strahlte erwartungsfroh, wenn die Großmutter so ein kleines Menschenkind an der Hand hinaufführte und einen tiefen Griff in den alten Trog hinein tat. Das waren Lichtblicke

für mich; da sah ich wieder einmal Menschen, wenn ihnen auch der alte, häßliche Trog jetzt weit mehr galt als ich. Bald kamst dann du ins Haus, oft nur für Wochen zu Besuch zu deinen Großeltern, oft aber auch einen ganzen Winter lang. Hörte ich dann dein helles Lachen heraufschallen und deine kleinen, noch so ungeschickten Füßchen auf der Treppe tappen und springen, so überfiel mich eine grenzenlose Sehnsucht nach lieben Kinderhändchen, wie sie einst spielend mich liebte, nach fleißigen Mädchenhänden, die einst mit meiner Hilfe Faden zu Faden gefügt und heimliche Träume hineingesponnen hatten. Es half nichts; ich blieb einsam. Zweimal noch hörte ich den Todesengel durchs Haus rauschen, als der 82jährige Großvater und wenige Jahre darauf, zu Beginn des großen Krieges, die 85jährige Großmutter zur ewigen Heimat eingingen.

Dann mußte auch ich die mir so lieb gewordene Heimat verlassen. Mit bangen Gefühlen sah ich fremde Menschen zu mir hinaufsteigen, um zu sichten und zu schätzen, was noch Brauchbares in meiner Umgebung zu finden sei. Mein Fürchten, daß ich mit dem alten Gerümpel zerbrochen werden sollte, erfüllte sich aber gottlos nicht; denn rechtzeitig hast du dich meiner erinnert und mich als dein Erbteil zu dir genommen. Als Dank nimm nun hier meine Erinnerungen.

Still lauschte ich dem Geraune und Gewisper, und als das Mädchen verstummte, waren meine Lider so schwer geworden, daß ich Traum und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden vermochte.



Der Umbaba.

Erzählung

von August Gauthier.

solange wir Wildberger Buben in der Kirche wie die Dachmarder schrieen, herrschte Frieden im Städtchen. Als aber der alte Chorregent,

dessen vernagelte Ohren Ursache unseres Gebrülls waren, eines Tages befördert wurde, — ich weiß nicht mehr genau, ob in die Residenz oder ins Jenseits — nahm die Eintracht im Städtchen ein Ende. Sein Nachfolger, ein junger, schneidiger Musiker, entsetzte sich über unseren sogenannten Gesang und schuf gründlich Wandel. Er siebte. Das kleine Häuslein der Stimmbegabten wurde für würdig erachtet, auf dem Chore zu singen; die große Herde der Unbefähigten hingegen wurde ins Kirchenschiff verbannt und zum Schnabelhalten und Schweigen verurteilt.

Während des Schülergottesdienstes stiegen nun allerdings herrliche Gesänge himmelan. So-

bald sich aber am Schlusse die Pforten öffneten und das junge Volk aus dem Gotteshause strömte, gleich ertönten Kampf- und Kriegsrufe. Die Chorengele und die Schiffbengel fuhren sich feurig in die Haare und drohten sich weidlich. Wer Sieger blieb, ist leicht zu erraten. Die Engel wankten stets mit zersehten Schwingen heim.

Ich, im Besitze einer hellen Stimme, somit ein Auserwählter, zählte natürlich auch zu den Gewaltigen.

Einmal drückte mir eine feindliche Faust die Kehle zu; unerwartet wurde mir aber Hilfe in der Todesnot. Eine große, haarige Hand gab meinem Gegner zwei urgewaltige Ohrfeigen, daß er ein wahres Jammergeschrei anstimmte und rasch die Flucht ergriff.

Ueberfelig blickte ich zu meinem Retter, dem alten Korbmacher, empor. „Waschi,“ stammelte ich, „ich dank Euch von Herzen. Das werd ich Euch nie vergessen.“

„Ach, was,“ versetzte der Alte und fuhr über seinen grauen Vollbart, „sollte ich dem Friederle nicht beistehen, der mir doch ein guter Kunde ist!“

Nicht, daß ich jetzt denke, ich hätte viele Körbe von dem halennasigen, blauäugigen Freund erstanden! Nein, nein! Die Körbe holte ich mir erst zwei Jahrzehnte später. Ein ander Ding zog mich zu Sebastian Armbruster hin, seine Tauben. Draußen vor dem Städtchen, im oberen Grün, unweit der mächtigen Linde, stand das Häuslein des Korbsflechters. Unter dem Dachstuhl girrte und schwirrte es von den lieben Vögeln. Alle Sorten waren da zu finden: Indianer, Trommeltauben, Kapuziner, englische Kröpfer und weiß der Himmel wieviel andere Sorten.

Da ich ein ausgemachter Taubenfreund war, ist es begreiflich, daß ich nur allzuoft meine Schritte ins obere Grün lenkte. Alle Sparpennige, die ich von Verwandten und Bekannten gelegentlich bekam, wanderten zu Armbruster, der mich dafür mit den reizendsten Taubensorten versorgte.

„Denk, Friederle,“ sagte er zu mir, als ich nach jener schrecklichen Schlacht neben ihm herschritt, „gestern hab' ich Stargarder Zitterhälse bekommen. Eine schönere Sorte gibt's kaum. Kleine Köpfe, Verlaugen und rötliche Federn. Eine wahre Pracht ist's.“

„Die muß ich sehen!“ rief ich und schlug voll Verlangen den Eilschritt an.

„Langsam, Bub,“ wehrte er, „so schnell trabt unsereiner nimmer. Hab bald siebzig auf dem Rücken.“

Ich mäsigte meine Schritte und steuerte gemächlich dem lieben Häuslein zu, dessen Dach durch viele vorstehende Bretter und Stangen die Taubenschläge verriet. Weit riß ich die Augen auf, um einen von den roten Zitterhälsen zu erspähen. Nutzloses Bemühen!

Dafür tauchte unter der Haustüre etwas in